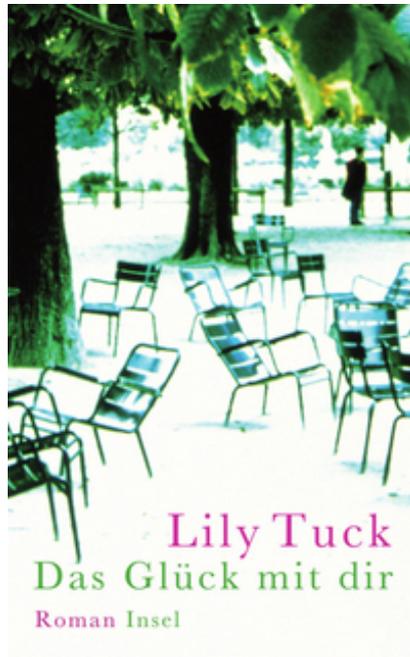


Insel Verlag

Leseprobe



Tuck, Lily
Das Glück mit dir

Roman

Aus dem Amerikanischen von Katharina Förs und Thomas Wollermann

© Insel Verlag
978-3-458-17556-8



Lily Tuck
Das Glück mit dir

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Katharina Förs
und Thomas Wollermann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
I married you for happiness
bei Atlantic Monthly Press, New York.

Die Arbeit der Übersetzer am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Erste Auflage 2012

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2012

© 2011 by Lily Tuck

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17556-8

*In Gedenken an
Edward Hallam Tuck*

Wir halten uns nie an die Gegenwart. Wir rufen uns die Vergangenheit zurück; wir greifen der Zukunft vor, als käme sie zu langsam und als wollten wir ihr Eintreten beschleunigen, oder wir rufen uns die Vergangenheit zurück, als wollten wir sie festhalten, da sie zu schnell vorübereilte, wir sind so unklug, dass wir in Zeiten umherirren, die nicht die unsrigen sind, und nicht an die einzige denken, die uns gehört, und wir sind so eitel, dass wir an jene denken, die nichts sind, und uns unüberlegt der einzigen entziehen, die weiterbesteht. Das kommt daher, weil die Gegenwart uns meistens weh tut.

BLAISE PASCAL, *Gedanken* (Nr. 47)

Es gibt nichts Schrecklicheres als die Möglichkeit, dass nichts verborgen bleibt. Es gibt nichts Skandalöseres als eine glückliche Ehe.

ADAM PHILLIPS, *Monogamie*

Das Glück mit dir

Seine Hand wird langsam kalt; sie hält sie immer noch, sitzt an seinem Bett, weint nicht. Von Zeit zu Zeit legt sie ihre Wange an seine, holt sich ein wenig Trost aus der Berührung mit den Bartstoppeln. Sie spricht auch ein bisschen mit ihm.

Ich liebe dich, sagt sie.

Ich werde dich immer lieben.

Je t'aime, sagt sie.

Für den Abend ist Regen vorhergesagt, und sie hört, wie der Wind draußen auffrischt. Er fährt durch die Äste der Eichen, und irgendwo am Haus schlägt ein Fensterladen, und dann noch einmal. Sie darf nicht vergessen, ihn zu bitten, den Laden zu reparieren – nein, erinnert sie sich. Ein Auto fährt vorbei, das Radio spielt laut einen Heavy-Metal-Song, dessen Worte sie nicht versteht. Teenager. Wie wenig sie wissen, wie wenig sie ahnen, was das Leben für sie bereithält – oder der Tod.

Vielleicht sind sie betrunken oder bekifft. Sie stellt sich die über den Nachthimmel jagenden Wolken vor, die die Sterne halb verbergen, und das Auto, das die unbefestigte Straße hinunterrast und Steine hinter sich aufspritzt wie Schüsse. Ein Schrei. Ein Fenster wird heruntergekurbelt und eine Bierdose hinausgeworfen, die sie morgen früh aufsammeln wird. Sie ärgert sich

darüber, ihn kümmert es nicht groß, und auch das macht sie wütend.

Eine Melodie geht ihr nicht mehr aus dem Kopf. Irrendwie kommt sie ihr bekannt vor, aber sie ist nicht musikalisch. *Sing!*, neckt er sie manchmal, *sing doch etwas!* Er lacht, und dann singt er selbst. Er hat eine schöne Stimme.

Sie beugt sich vor, um die Worte mitzubekommen:
*Anything can happen on a summer afternoon,
On a lazy dazy golden hazy summer afternoon.*

Fast ist sie versucht zu lachen – *Lazy? Dazy?* Wie dumm dieses Lied klingt. Und wie lange ist es her, seit sie es gehört hat? Dreißig, nein, vierzig Jahre. Das Lied, das er gesungen hat, als er sie umwarb, ein Lied, das sie davor und danach kaum jemals gehört hat. Sie fragt sich, ob es das Lied wirklich gibt oder ob er es erfunden hat. Sie möchte ihn danach fragen.

Behutsam dreht sie mit dem Zeigefinger an dem goldenen Reif an seinem Ringfinger. Ihr eigener Ring ist schmaler. Auf der Innenseite stehen in geschwungener Schrift ihre Namen: *Nina* und *Philip*. Im Laufe der Zeit haben sich die Buchstaben abgenutzt zu *Nin* und *Phi i*. Wie mathematische Symbole sehen ihre Namen nun aus – sehr passend.

Sein Ring ist ungraviert. Das Original ist ihm vom Finger gerutscht und im Atlantik verschwunden, als er an einem Sommernachmittag allein vor der bretonischen Küste segelte.

A lazy dazy golden hazy ... die Melodie will ihr nicht aus dem Kopf gehen.

Morgens, wenn er zur Arbeit aufbricht, küsst Philip sie zum Abschied, und abends, wenn er heimkommt, küsst er sie zur Begrüßung. Er küsst sie auf den Mund. Sein Kuss ist nicht leidenschaftlich, manchmal allerdings verspielt, dann schiebt er, wie als eine Art Erinnerung, die Zunge in ihren Mund. Meistens ist der Kuss zärtlich, freundschaftlich.

Wie war dein Tag?, fragt er.

Sie zuckt mit den Schultern. Irgendwas liegt immer im Argen: ein kaputtes Gerät, eine undichte Stelle, ein Maulwurf, der im Garten herumwühlt. Zum Malen hat sie nie genug Zeit gehabt.

Und deiner?, fragt sie.

Was hat er darauf geantwortet?

Gut?

Er ist Optimist.

Wir hatten eine Fakultätssitzung. Du solltest hören, wie diese jungen Physiker reden! Philip schüttelt den Kopf, tippt sich mit dem Finger an die Stirn. Verrückt, sagt er.

Aber Philip ist nicht verrückt.

Trotz des alten Spruches – von wem war der gleich? –, dass Mathematiker die Tendenz haben, verrückt zu werden, während Künstler meist geistig gesund bleiben.

Das Problem ist die Logik. Nicht die Fantasie.

Sie zieht mit dem Finger seine Lippenkontur nach. Ihr kommen lauter Bilder trauernder Frauen in den Kopf, die mit dem Tod vertrauter sind als sie selbst. Dunkelhäutige Frauen aus Mittelmeerländern, Frauen mit Schleiern, Frauen mit langem, unfrisiertem Haar, leidenschaftliche, würdelose Frauen, die sich über die blutigen und verstümmelten Leichen ihrer Ehemänner, Väter, Kinder werfen und ihre Gesichter mit Küssen bedecken, und die dann mit Gewalt weggezerrt werden müssen und dabei laut heulen und ihr Schicksal verfluchen.

Sie ist bloß ein schwaches, blasses Gespenst. Mit der freien Hand berührt sie ihr Gesicht, nur so zur Sicherheit.

Am Tag ihrer Hochzeit regnet es; manche Leute halten das für ein gutes Zeichen, andere sagen, man würde nur nass.

Sie ist abergläubisch. Wenn sie es vermeiden kann, geht sie nie unter einer Leiter durch und spannt im Haus keinen Regenschirm auf. Als Kind hat sie gesungen: *Tritt nicht auf den Strich, sonst holt der Teufel dich.* Selbst als Erwachsene blickt sie noch auf den Gehweg und vermeidet nach Möglichkeit, auf die Fugen zu treten. Gewohnheiten sind hartnäckig.

Er ist nicht abergläubisch. Wenn doch, gibt er es jedenfalls nicht zu. Aberglaube ist unmännlich, mittelalterlich, heidnisch. Allerdings glaubt er an Koinzidenzen, an Glück, an Unfälle. Er glaubt nicht an Ursache und Wirkung, sondern an den Zufall. An das Wahrscheinliche, nicht an das Unvermeidliche.

Wie sagt er immer?

Einfälle lassen sich nicht voraussagen.

Der Regen ist kurzzeitig in Schnee übergegangen. Schneegestöber sogar – höchst ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Sie macht sich Sorgen um ihre Schuhe. Weiße, hochhackige Satinpumps mit kleinen pinkfarbenen Plastikrosenknospen an der Spitze. Monate später versucht sie die Schuhe schwarz zu färben, aber es kommt nur ein schmutziges Braun heraus.

Sie hätte es sich denken können. Schwarz ist achromatisch.

Eine Landhochzeit – klein und trist. Das Zelt für den festlichen Empfang, aufgestellt im Garten ihrer Eltern, ist nicht gut genug beheizt. Der Boden darunter ist matschig, und die Schuhe der Frauen versinken im Gras. Die Gäste behalten ihre Mäntel an und sprechen über den U-2-Piloten, der an diesem Tag abgeschossen wurde.

Wie ist sein Name?

Glaub mir, die USA werden Rache nehmen, und dann haben wir den Atomkrieg am Hals, hört sie Phillips Trauzeugen sagen.

Jemand anderes meint, Kennedy seien ebenso die Hände gebunden wie McNamara, George Ball, Bundy und General Taylor.

Der Trauzeuge erklärt, Kennedy sei ein Narr.

Was sonst könnte er tun?, fragt ihn eine Frau namens Laura.

Vergesst nicht die Schweinebucht. Alles unsere Schuld, erwidert der Trauzeuge. Er wird langsam ungehalten.

Schluss mit der Politik. Wir sind auf einer Hochzeit. Da wird gefeiert, habt ihr das vergessen?, sagt Laura. Auch ihre Stimme klingt gereizt.

Das Letzte, was sie von Laura gehört hat, ist, dass sie in San Francisco mit einer Frau zusammenlebt, einer Töpferin. Der Trauzeuge kam bei einem Lawinenunglück ums Leben. Er befand sich mit seiner vierzehnjährigen Tochter auf einer ungesicherten Tiefschneeabfahrt in Idaho. Auch die Tochter wurde getötet. Sie hieß Eva Marie – wahrscheinlich nach der Schauspielerin benannt, nimmt sie an.

Anything can happen on a summer afternoon.

Schluss, denkt sie und legt die Hände auf die Ohren.

Rudolf Anderson – der Name des U-2-Piloten, der abgeschossen wurde.

Seltsam, an was sie sich erinnert.

Daran zum Beispiel, wie sie einmal zu Collegezeiten in Boston einen Blick auf Fidel Castro erhaschte. Sie weiß immer noch, wie aufregend das war. Gut ausgesehen hatte er in seinem olivgrünen Kampfanzug. Dreiunddreißig war er damals, trug das Haar lang und einen struppigen Bart dazu. Ihre Blicke begegneten sich, und er lächelte sie an. Da ist sie sich ganz sicher. Aber sie war eigentlich nicht sonderlich radikal; im Gegenteil, rückblickend war sie wohl eher schüchtern.

Hübsch und schüchtern.

Wieder denkt sie an jene dunkelhaarigen, mediterranen Frauen, Frauen mit Schleiern, Frauen mit langem, wirrem Haar, und wünscht sich, sie könnte sich an die Brust schlagen und lauthals jammern und klagen.

Ihre Hochzeitsreise unternahmen sie nach Mexiko, um die Schmetterlinge zu sehen.

Schmetterlinge? Wieso?, versucht Nina einzuwenden.

Monarchfalter, Millionen. Ihre Wanderung beginnt gerade erst, aber das habe ich immer schon mal sehen wollen. Und anschließend fahren wir ans Meer und lassen es uns richtig gutgehen, verspricht Philip.

Das Auto, ein alter Renault, ist gemietet, und die schmalen Straßen auf dem Weg von Mexiko-Stadt nach Anguanguero winden sich steil durch die Berge der Sierra Chincua. Es sind kaum Autos unterwegs, dafür hupen Busse und Lastwagen in einem fort und geben einem nie ein Zeichen, dass man überholen kann. Es gibt keine Wegweiser zur Stadt.

Dónde? Dónde Anguanguero?, ruft Philip immer wieder aus dem Wagenfenster. Die Kinder am Straßenrand starren ihn bloß in stummer Verwunderung an. Sie halten Leguane in die Höhe, die sie verkaufen wollen. Die Leguane sind mit Schnur zusammengebunden und schmecken angeblich sehr gut.

Der Geschmack soll wie Hühnchen sein, sagt Philip.

Woher weißt du das?, fragt Nina.

Anstatt zu antworten, streichelt Philip ihr Bein.

Lass die Hände am Steuer, sagt Nina und schiebt seine Hand weg.

In Anganguero mieten sie sich in einem kleinen Hotel nahe der Plaza de la Constitución ein. Sie sind die einzigen Touristen und werden fortwährend angestarrt. Vor dem Abendessen besichtigen sie die Kirche. Aus einem Impuls heraus zündet Nina eine Kerze an.

Für wen?, fragt Philip.

Nina zuckt mit den Achseln. Ich weiß es nicht. Für uns.

Gute Idee, meint Philip und drückt ihre Schulter.

Als sie am nächsten Morgen aufstehen, sind ihre Körper von roten Stichen übersät. Flöhe.

Über eine Stunde lang marschieren sie hinter dem Führer, den sie angeheuert haben, einen gewundenen, schmalen Pfad entlang, der kontinuierlich bergauf führt. Sie gehen hintereinander, Philip vor ihr. Groß und schlank, hinkt Philip ein wenig beim Gehen – als Kind ist er einmal vom Baum gefallen und hat sich das Bein gebrochen, und der Schienbeinknochen ist nicht gerade zusammengewachsen. Doch der Hauch von Verwundbarkeit, den ihm das verleiht, erhöht nur seine Anziehungskraft. Bisweilen hat Nina ihm vorgeworfen, er würde das Hinken übertreiben, um Mitgefühl zu erregen. Meist jedoch bemerkt man das Hinken kaum, außer, wenn er müde ist oder sie Streit haben.

Der Himmel ist leicht bedeckt und es ist kalt – sie sind ja auch ziemlich weit oben. An die zweitausendfünfhundert Meter hoch, schätzt Philip. Hohe Tannen nehmen ihnen die Aussicht. Die Luft ist feucht und das Atmen fällt schwer. Wie weit noch? Sie will fragen, lässt es aber, als der Bergführer plötzlich stehen bleibt und auf etwas deutet. Zunächst sieht Nina nicht, was

er meint. Ein orangefarbener Teppich auf dem Waldboden. Blätter. Nein. Schmetterlinge. Tausende und Abertausende. Als sie aufblickt, sieht sie noch mehr Schmetterlinge, wie Bienenkörbe hängen sie von den Bäumen. Ein paar Exemplare fliegen apathisch von einem Baum zum nächsten, doch die meisten Falter rühren sich nicht.

Sie sehen aus wie tot, sagt sie.

Sie sind im Winterschlaf, antwortet Philip.

Auf dem Weg zurück in die Stadt versucht Philip es ihr zu erklären. Es gibt zwei Theorien darüber, wie diese Monarchfalter jedes Jahr an den gleichen Ort zurückfinden – erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die meisten nie zuvor hier gewesen sind. Eine Theorie besagt, dass sie eine geringe Menge Magnetit im Körper haben, das ihnen als Wegweiser in diese Berge dient, die voller Magneteisenerz sind, der zweiten Theorie nach verfügen die Schmetterlinge über einen inneren Kompass ...

Nina hört nicht mehr zu. Schau. Sie deutet auf ein paar leuchtend rote Pflanzen, die unter den Tannen wachsen.

Limóncillos, sagt der Führer und tut, als würde er aus etwas trinken, das er in der Hand hält.

Sí, antwortet Nina. Inzwischen hat sie Durst.

Von Anganguero aus fahren sie nach Puerto Vallarta, wo sie die letzten Tage ihrer Hochzeitsreise verbringen wollen. Im Auto schließt Nina die Augen und versucht zu schlafen, als Philip ganz plötzlich bremst und sie gegen das Armaturenbrett geschleudert wird. Sie sind mit irgendwas zusammengestoßen.

Oh mein Gott! Ein Kind!, schreit Nina.

Ein Schwein ist über die Straße gelaufen, Philip konnte nicht mehr bremsen. Mit gebrochener Wirbelsäule liegt das Schwein mitten auf der Straße und quiekt. Bei jedem Quieken füllt dunkles Blut sein Maul. In kürzester Zeit tauchen, scheinbar aus dem Nichts, Männer, Frauen und Kinder auf, versammeln sich am Straßenrand und beobachten die Szene. Philip und Nina steigen aus dem Auto und bleiben nebeneinander stehen. Es ist sehr heiß und sehr hell.

Tu doch was, Philip, sagt sie, die Hand zum Schutz über die Augen gelegt. Das Schwein hört sich an wie ein Baby.

Was soll ich denn tun?, fragt Philip. Seine Stimme ist ungewohnt schrill. Es töten?

Ein Mann mit Strohhut nähert sich Philip. Der Mann hat einen Stock in der Hand. Philip zieht seine Geldbörse aus der hinteren Hosentasche und gibt ihm wortlos zwanzig Dollar. Der Mann nimmt die zwanzig Dollar und sagt seinerseits kein Wort zu Philip.

Wieder im Auto, sprechen Nina und Philip erst miteinander, als sie in Puerto Vallarta eintreffen und Nina sagt: Schau, das Meer.

Dann erzählt er ihr von Iris.

Ein Unfall.

An diesem Abend im Bett sagt Philip: Ich frage mich, ob der Typ mit dem Hut und dem Stock wirklich der Besitzer des Schweins war. Könnte auch irgendwer gewesen sein.

Ja, stimmt Nina zu. Könnte irgendwer gewesen sein.